



Leseprobe

Jean de La Fontaine
Sämtliche Fabeln

Bestellen Sie mit einem Klick für 7,95 €



Seiten: 640

Erscheinungstermin: 26. April 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Wer kennt sie nicht aus seiner Schulzeit, die sprechenden Tiere der Fabeln La Fontaines? Anders als die antiken Fabeln, sind die Texte des Franzosen prägnant, amüsant und leicht lesbar. La Fontaine verzichtet auf den belehrenden Duktus der antiken Vorbilder. Nicht mit erhobenem Zeigefinger, sondern durch Witz und Ironie führt er die Leser zum richtigen moralischen Urteil. Das macht Fabeln wie »Der Rabe und der Fuchs«, »Die Grille und die Ameise« oder »Stadtratte und Landratte« auch noch am diesjährigen 400. Geburtstag des Autors zum unterhaltsamen und zeitlosen Lesegenuss für Groß und Klein.

Autor

Jean de La Fontaine

Jean de La Fontaine (1621-1695) gilt als „roi des vers“ (König der Verse). Seine Fabeln haben ihn nicht nur in Frankreich, sondern weltweit unsterblich gemacht. Die alten Meister zum Vorbild nehmend, ließ er sich vor allem von den Texten Äsops und Phädrus` inspirieren und schuf seine ersten sechs Fabelbände 1668. Die weiteren sechs folgten in den Jahren 1678 und 1693. Während die ersten Bände der klassischen Fabeltradition verhaftet sind und sich durch eine pointierte Handlung mit einer moralischen Aussage auszeichnen, tritt bei den späteren Bänden die Zeitkritik stärker in den Vordergrund. 1683 wurde La Fontaine zum Mitglied der „Academie Francaises“. Paul Valéry nannte ihn den „fabuliste par excellence“.

Jean de La Fontaine
Sämtliche Fabeln

Jean de La Fontaine

Sämtliche Fabeln

Mit den Illustrationen von Grandville

Aus dem Französischen von Ernst Dohm
und Gustav Fabricius

Anaconda

Titel der französischen Originalausgabe: *Fables* (Paris 1668–1694).
Die deutsche Übersetzung von Ernst Dohm erschien zuerst 1877. Die
Zeichnungen von Grandville entstanden 1837. Text und Illustrationen folgen
hier der Ausgabe München: Artemis Verlag 1978. Orthographie und
Interpunktion wurden auf neue Rechtschreibung umgestellt.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im
Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2021 by Anaconda Verlag, einem Unternehmen der
Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Alle Rechte vorbehalten.

Umschlagmotiv: »Der Rabe und der Fuchs«, Illustration eines unbekannt
Künstlers in einer französischen Ausgabe der Fabeln Jean de La Fontaines
von 1900, Universal History Archive / UIG / Bridgeman Images
Umschlaggestaltung: Druckfrei. Dagmar Herrmann, Bad Honnef
Satz und Layout: InterMedia – Lemke e. K., Heiligenhaus
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-7306-0971-2
www.anacondaverlag.de

Vorrede

Die Nachsicht, mit welcher man einige meiner Fabeln aufgenommen, lässt mich hoffen, dass auch diese Sammlung sich derselben Gunst erfreuen werde. Zwar hat einer unserer Meister der Beredsamkeit den Plan, die Fabeln in Verse zu bringen, missbilligt; er meinte, ihr hauptsächlichster Schmuck sei, keinen zu haben; auch fürchtete er, dass der Zwang der poetischen Form, verbunden mit der strengen Knappheit unserer Sprache, mir mannigfache Verlegenheit bereiten und bei den meisten jener Erzählungen die Kürze beeinträchtigen würde, welche man sehr wohl als ihr eigentliches Wesen bezeichnen darf, da sie ohne dieselbe notwendig etwas Ermüdendes haben müssten. Diese Meinung spricht für ihn als einen Mann von ausgezeichnetem Geschmack; nur möchte ich, dass er die Saiten etwas weniger straff zöge und zugäbe, die lakonischen Grazien und die französischen Musen ständen einander nicht gar so feindlich gegenüber, dass sie nicht auch oft vereint denselben Weg gehen könnten.

Überdies habe ich mich bei diesem Unternehmen nur auf das Beispiel – ich will nicht sagen, der Alten, denn das würde für mich nichts beweisen, sondern auf das der Neueren gestützt. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern, bei welchen die Dichtkunst Pflege fand, hat der Parnass dies als sein Recht in Anspruch genommen. Kaum hatten die Fabeln, welche dem Äsop zugeschrieben werden, das Licht des Tages erblickt, als Sokrates es angemessen fand, sie in das Gewand der Musen zu kleiden. Was Plato darüber berichtet, ist so anmutig, dass ich nicht umhinkann, seine Erzählung als einen Schmuck dieser Vorrede hier mitzuteilen. Er erzählt, dass, als Sokrates zum Tode verurteilt war, die Vollstreckung dieses Urteils wegen irgendwelcher gerade in diese Zeit fallender Feste vertagt wurde. Am Morgen seines Todes besuchte ihn Kebes. Sokrates sagte ihm, während des Schlummers hätten die Götter ihm wiederholt verkündet, er solle vor seinem Tode sich der Musik beflei-

ßigen. Anfangs habe er nicht verstanden, was dieser Traum bedeuten solle; denn da die Musik den Menschen nicht besser mache, wozu sich mit ihr beschäftigen? Es müsse ein Geheimnis dahinter verborgen sein, und dies umso mehr, da die Götter nicht abließen, ihm immer dieselbe Eingebung zu senden. Sie war ihm auch während eines jener festlichen Tage gekommen, und zwar so lebhaft, dass, als er darüber nachsann, was wohl der Himmel von ihm verlangen könne, er auf den Gedanken verfiel, Musik und Dichtkunst seien so nahe verwandt, dass es sich möglicherweise um die Letztere handle. Es gibt keine gute Dichtung ohne Harmonie; allein es gibt auch keine ohne *Erdichtung*, und Sokrates war nicht imstande, etwas anderes als die *Wahrheit* zu sagen. Endlich hatte er einen Mittelweg gefunden, und zwar den: *Fabeln* zu wählen, die etwas Wahres enthielten, wie die des Äsop. Diese in Verse zu bringen, war das Werk der letzten Augenblicke seines Lebens.

Sokrates ist nicht der Einzige, der die Dichtkunst und unsere Fabeln als Schwestern angesehen hat. Phädrus hat Zeugnis abgelegt, dass er diese Auffassung teile, und die Trefflichkeit seines Werkes gibt uns einen Maßstab für die Beurteilung desjenigen, welches der Fürst aller Weltweisen in Angriff genommen. Nach Phädrus hat Avienus denselben Gegenstand behandelt. Zuletzt sind ihm die Neueren gefolgt, und wir haben die Beispiele hierfür nicht nur bei fremden Nationen, sondern auch bei uns selbst zu suchen. Allerdings ist die Sprache der Zeit, in welcher unsere Landsleute jene Versuche machten, so verschieden von unserer heutigen, dass wir auch sie nur als Fremde betrachten dürfen. Dieser Umstand hat mich nicht irremacht an meinem Unternehmen; ich habe im Gegenteil mir mit der Hoffnung geschmeichelt, dass, wenn ich diese Bahn nicht mit Erfolg einschlagen sollte, man mir wenigstens den Ruhm zugestehen würde, dieselbe eröffnet zu haben.

Vielleicht erweckt meine Arbeit in anderen die Lust, das Unternehmen weiter fortzuführen. Der Stoff ist so wenig erschöpft, dass

vielmehr die Zahl der noch in dichterische Form zu bringenden Fabeln größer ist als die der bereits von mir bearbeiteten. Freilich habe ich mir die Besten ausgesucht, d. h. diejenigen, welche mir als die Besten erschienen; aber abgesehen davon, dass ich mich in meiner Wahl getäuscht haben kann, wird es nicht allzu schwierig sein, den von mir ausgewählten noch eine fernere Reihe hinzuzufügen; und ist diese Reihe weniger lang, so wird sie zweifellos desto mehr Beifall finden. Wie es auch komme, immerhin wird man sich mir zu einigem Dank verpflichtet fühlen: Mag meine Kühnheit von Glück gekrönt und ich nicht allzu weit von dem richtigen Wege abgewichen oder mag mein einziges Verdienst das sein, dass ich andere angeregt habe, es besser zu machen.

Absicht und Plan meines Werkes glaube ich hinreichend gerechtfertigt zu haben; über die Ausführung wird das Publikum Richter sein. Man wird hier weder die Ebenmäßigkeit noch die außerordentliche Kürze finden, welche an Phädrus am meisten gepriesen werden; das sind Vorzüge, denen meine Kräfte nicht gewachsen sind. Da es mir unmöglich war, ihm hierin nachzueifern, glaubte ich zum Ersatz dafür meinem Werk einen heitren Anstrich geben zu müssen, als er dem seinen verliehen. Nicht als ob ich ihn tadelte, innerhalb jener Grenzen geblieben zu sein; die lateinische Sprache erforderte es so, und wenn man ihn mit Verständnis und Aufmerksamkeit liest, wird man in diesem Schriftsteller den wahren Charakter und das wahre Genie des Terenz wiederfinden. Die Einfachheit ist prächtig bei diesen großen Männern; ich, dem die vollendete Durchbildung der Sprache nicht wie jenen zu Gebote steht, vermag nicht dieselbe auf gleiche Höhe zu erheben. Es galt also, einen Ersatz dafür zu suchen; und dies habe ich umso kühner getan, da Quintilian sagt, dass man eine Erzählung nie heiter genug halten könne. Es handelt sich hier nicht darum, diese Meinung weiter zu begründen; es genügt, dass Quintilian sie ausspricht. Dennoch lag mir die Erwägung nahe, dass, da

diese Fabeln aller Welt bekannt sind, ich nichts erreichte, wenn es mir nicht gelänge, durch einige Zutaten ihnen einen neuen und frischen Reiz zu geben. Das verlangt man heutzutage: Was gefallen soll, muss neu und heiter sein. Unter Heiterkeit verstehe ich nicht das, was Lachen erregt, sondern jenen Zauber der Liebenswürdigkeit und Anmut, welchen man allen, selbst den ernstesten Gegenständen verleihen kann.

Doch nicht allein nach der Form, welche ich diesem Werke geben, darf man den Wert desselben bemessen, sondern nach seinem Nutzen und seinem Inhalt; denn gibt es auf dem Gebiete geistiger Schöpfung etwas Preisenswertes, das sich nicht in der Gestalt der Fabel vorfände? Es liegt in ihr etwas so Göttliches, dass im Altertum viele den größten Teil dieser Fabeln dem Sokrates zuschrieben; sie erwählten zum Vater derselben denjenigen Sterblichen, der im innigsten Verkehr mit den Göttern stand. Ich weiß nicht, warum sie nicht dieselben Fabeln geradewegs dem Himmel entstammt und ihren Schutz und ihre Leitung einem besondern Gotte zuerteilt sein ließen, wie die Kunst der Dichtung und der Rede. Was ich hier sage, ist nichts weniger als grundlos; denn, wenn ich das Heiligste, das wir besitzen, mit den Verirrungen des Heidentums zusammenstellen darf, so sehen wir, dass die Wahrheit zu den Menschen durch Gleichnisse gesprochen hat. Und was ist das Gleichnis anderes als die Fabel, d. h. ein erdichtetes Beispiel, welches sich umso leichter und wirksamer einprägt, je gemeinverständlicher und den gewöhnlichen Anschauungen verwandter es ist? Wer uns vorschläge, nur die Meister und Lehrer der Weisheit nachzuahmen, gäbe uns einen Entschuldigungsgrund an die Hand; es gibt keinen, wenn Bienen und Ameisen fähig sind, dasselbe zu tun, was man von uns verlangt.

Aus diesen Gründen hat Plato den Homer aus seiner Republik verbannt und dem Äsop einen bevorzugten Ehrenplatz in derselben angewiesen. Er wünscht, dass die Kinder diese Fabeln mit der

Muttermilch einsaugen; er empfiehlt den Ammen, ihnen dieselben beizubringen; denn man könne sich nicht früh genug an Weisheit und Tugend gewöhnen. Um nicht später genötigt zu sein, unsere Sitten und Gewohnheiten zu verbessern, sollen wir daran arbeiten, ihnen eine gute Richtung zu geben zu einer Zeit, in welcher sie noch weder gut noch böse sind. Und wo fände man für diesen Zweck ein besseres und wirksameres Mittel als in jenen Fabeln? Man erzähle einem Kinde, dass Crassus, als er gegen die Parther zog, sich in ihr Land hineinwagte, ohne zu bedenken, wie er wieder herauskommen sollte, und dass dies, trotz aller seiner Anstrengungen, einen Rückzug zu finden, ihm und seinem Heere den Untergang brachte. Man erzähle demselben Kinde, dass der Fuchs und der Ziegenbock in einen Brunnen hinabstiegen, um ihren Durst zu löschen; dass der Fuchs sich der Schultern und der Hörner seines Gefährten als einer Leiter bediente und so wieder herauskam, dass der Bock dagegen darin bleiben musste, weil er nicht ebenso klug und vorsichtig gewesen; und wie man folglich bei jeder Sache das Ende bedenken müsse. Ich frage, welches dieser beiden Beispiele dem Kinde mehr Eindruck machen wird. Wird es sich nicht an das Letztere halten, als an dasjenige, welches dem geringen Umfang seines Verständnisses am meisten entspricht und die mindesten Anforderungen an dasselbe macht? Man wende mir nicht ein, die Gedanken der Kindheit seien schon ohnehin kindisch genug, so dass man sie nicht noch auf neue Kindereien hinzulenken brauche. Diese Kindereien sind nur scheinbar Kindereien; denn im Grunde haben sie einen sehr ernsten Sinn. Und wie wir durch Erklärung des Punktes, der Linie, der Fläche und ähnlicher ganz geläufiger Grundbegriffe schließlich zu Kenntnissen gelangen, die uns in den Stand setzen, Himmel und Erde zu messen: Ganz ebenso werden durch die Schlüsse und Folgerungen, die man aus diesen Fabeln zieht, unser Urteilsvermögen und unsere Sitten und wir für das wahrhaft Große empfänglich gemacht und befähigt.

Sie sind nicht nur moralisch, sondern auch auf anderen Gebieten belehrend: Es kommen in ihnen die Eigentümlichkeiten und die verschiedenen Charaktere der Tiere zum Ausdruck und infolgedessen auch die unseren, da wir der Inbegriff alles Guten und Bösen sind, das in den nicht vernunftbegabten Geschöpfen sich uns darstellt. Als Prometheus den Menschen bilden wollte, nahm er die vorherrschende Eigenschaft eines jeden Tieres; aus diesen so verschieden gearteten Stücken fügte er unsere Gattung zusammen und schuf er jenes Werk, das wir Mikrokosmos nennen. So sind diese Fabeln ein Gemälde, auf welchem jeder von uns sich abgebildet findet. Was sie uns darstellen, befestigt die älteren Leute in den Kenntnissen, welche das Leben ihnen gewährt hat, und lehrt die Kinder dasjenige, was zu wissen ihnen nottut. Die letzteren, als neue Ankömmlinge in der Welt, kennen die Bewohner derselben nicht; sie kennen sich selber nicht. Diese Unwissenheit soll man ihnen möglichst bald benehmen; man muss sie lehren, was ein Löwe, was ein Fuchs ist usw. und warum man mitunter einen Menschen mit diesem Fuchs oder mit jenem Löwen vergleicht. Das ist das Ziel, auf welches diese Fabeln hinarbeiten; die ersten Anschauungen und Vorstellungen von allen jenen Dingen gehen aus ihnen hervor.

Ich habe das bei Vorreden übliche Maß bereits überschritten, und doch habe ich über die Haltung meines Werkes noch nicht Rechenschaft gegeben.

Die Gleichnisfabel besteht aus zwei Teilen, deren einen man den Körper nennen könnte, während der andere die Seele darstellt. Die eigentliche Fabel ist der Körper, die Seele ist die Moral. Aristoteles will in der Fabel als handelnde Personen nur die Tiere zulassen; Menschen und Pflanzen schließt er von ihr aus. Diese Vorschrift ist weniger von der Notwendigkeit als von einem gewissen Gefühl für das Passende und Schickliche geboten; auch hat weder Äsop noch Phädrus noch irgendein anderer Fabeldichter sich streng an

dieselbe gehalten, ganz im Gegensatz zu der »Moral«, welche kein Einziger unbeachtet lässt. Habe ich dieselbe hier und da anzuführen unterlassen, so ist dies nur an solchen Stellen geschehen, wo ihre Erwähnung dem Schönheitssinn widerstrebt hätte oder wo es dem Leser leicht ist, sie zu ergänzen. In Frankreich handelt es sich nur darum, dass etwas *gefalle*; das ist die große, um es geradeheraus zu sagen, die einzige Regel. Ich habe es daher nicht gerade für ein Verbrechen gehalten, mich über das Althergebrachte hinwegzusetzen, wo dasselbe nur dadurch, dass man ihm Gewalt antat, aufrechtzuerhalten gewesen wäre. Zu Äsops Zeiten wurde die Fabel ganz einfach erzählt, und darauf folgte, immer von ihr getrennt, die Moral. Dann kam Phädrus, der sich dieser Regel nicht unterwarf: Er verleiht der Erzählung mehr Zierlichkeit und Schmuck und verlegt die Moral bisweilen vom Ende an den Anfang. Sollte es durchaus notwendig sein, ihr einen Platz anzuweisen, so fehle ich gegen diese Vorschrift nur, um eine andere zu befolgen, welche nicht minder wichtig ist und die Horaz uns gibt. Dieser Schriftsteller will nicht, dass ein Dichter sich hartnäckig auf etwas versteife, was der Anlage seines Geistes und der Beschaffenheit seines Stoffes zuwider ist. Niemals – so behauptet er – wird ein Mensch, der nach Erfolg strebt, dergleichen durchsetzen wollen; sieht er von irgend-einer Sache ein, dass es ihm nicht gelingen will, etwas Gutes aus ihr zu machen, so gibt er sie auf.

... Et quae

Desperat tractata nitescere posse relinquit.

Dies habe auch ich mit der Moral in einigen Fällen getan, in denen ich mir von derselben keinen besonders guten Erfolg versprechen konnte.

Jean de la Fontaine

Fragt die Borgerin: »Was hast
Du im Sommer denn getrieben?« –
»Tag und Nacht hab ich ergetzt
Durch mein Singen alle Leut.« –
»Durch dein *Singen*? – Sehr erfreut!
Weißt du was? Dann – *tanze* jetzt!«

Der Fuchs nimmt ihn und spricht: »Mein Freundchen,
denkt an mich!

Ein jeder Schmeichler mästet sich
Vom Fette des, der willig auf ihn hört.
Die Lehr ist zweifellos wohl – einen Käse wert!«
Der Rabe, scham- und reuevoll,
Schwört – etwas spät –, dass niemand ihn mehr fangen soll.

Da spricht zu ihm sein Freund, der gute:
»Nicht stets sind Würd und Amt ein Glück, das glaube mir!
Freund, wärest du, wie ich, ein armes Müllertier,
Lägst du nicht hier in deinem Blute.«

»Die, lieber Herr, ist's euer Wille« –
 Erwiderte der Hund –, »blüht euch so gut wie mir!
 Verlasst dies wilde Waldrevier;
 Seht eure Vetter, ohne Zweifel
 Nur dürft'ge Schlucker, arme Teufel,
 Sie lungern hier umher, verhungert, nackt und bloß!
 Hier füttert keiner euch, ihr lebt nur – mit Verlaub –
 Vom schlechtesten Geschäft, dem Raub.
 Drum folgt mir, und euch winkt – glaubt nur – ein besser Los.« –
 »Was« – sprach der Wolf –, »hab ich dafür zu leisten?« –
 »Fast nichts!« –, so sagt der Hund. – »Man überlässt die Jagd
 Den Menschen, denen sie behagt,
 Schmeichelt der Dienerschaft, doch seinem Herrn am meisten.
 Dafür erhält die nicht verspeisten
 Tischreste man zum Lohn, oft Bissen leckerer Art,
 Hühner- und Taubenknöchlein zart,
 Manch andrer Wohltat zu geschweigen!« –
 Schon träumt der Wolf gerührt vom Glück der Zukunft, und
 Ein Tränlein will dem Aug entsteigen;
 Da plötzlich sieht er, dass am Halse *kahl* der Hund.
 »Was ist das?« –, fragt er. – »Nichts!« – »Wie? Nichts?« –
 »Hat nichts zu sagen!« –
 »Und doch?« – »Es drückte wohl das Halsband hier mich wund,
 Woran die Kette hängt, die wir mitunter tragen.« –
 »Die Kette?« –, fragt der Wolf. – »Also bist du nicht frei?« –
 »Nicht immer; doch was ist daran gelegen?« –
 »So viel, dass ich dein Glück, all deine Schwelgerei
 Verachte! Bötst du meinewegen
 Um *den* Preis mir 'nen Schatz, sieh, ich verschmäht ihn doch!«
 Sprach's, lief zum Wald zurück flugs und – läuft heute noch.

Dies Recht, *des Stärkern Recht* heißt's in der Politik.
Als *Tapferstem* wird mir das dritte wohl gebühren!
Wagt einer jetzt von euch, das vierte zu berühren,
So würg ich ihn im Augenblick.«

Hätt das am Ohr zu viel, was ihm am Schwanz fehlte;
Unförmig, massenhaft, sei er der Schönheit bar!
Der Elefant, der sonst sogar
Ein kluges Tier, erschien doch heut als Tor und schmälte,
Dass für sein Maul, das nicht gering,
Der Walfisch sich zu dick erwiese!
Der Ameis schien die Milb ein gar zu winzig Ding,
Dagegen wär sie selbst ein Riese!
Zeus schickt sie alle heim, die sich so mild und lind
Selbstlobend kritisiert. Wir Menschen aber sind
Der Toren törichtste, da alle wir im Leben,
Für andre luchsäugig, für uns stets maulwurfblind,
Uns selber alles, doch dem Nächsten nichts vergeben.
Nie gleichen Blicks hast *dein* du wie des *andern* acht.
Es schuf des höchsten Schöpfers Macht
Als Lumpenvolk uns all, heut wie in frühern Tagen:
Quer auf die Schulter legt' er uns den Bettelsack,
Drin unsrer Sünden Last wir auf dem Rücken tragen,
Doch vorn, uns sichtbar stets, der *fremden* Fehler Pack.

Man stellt euch nach, man legt euch Schlingen.
 Dann kommt die Zeit der schweren Not,
 Wo euch Gefängnis oder Tod,
 Der Käfig oder Bratspieß droht.
 Drum rat ich euch, jetzt wegzufressen
 Den Samen. Folgt mir und seid klug!«
 Die Vöglein höhnten sie vermessen,
 Sie hatten Futters ja genug!
 Man sah das Hanffeld grün sich färben.
 Da sprach die Schwalbe: »Schnell! Reißt, Halm für Halm, jetzt ab
 Das Gras, das jener Same gab;
 Sonst bringt es sicher euch Verderben.« –
 »Unglücksprophet!« –, schrien sie – »Geschwätzer Phrasenheld!
 Ein schöner Rat, um uns zu retten!
 Da tausend Mann wir nötig hätten,
 Jetzt kahl zu mähn dies ganze Feld!«
 Als nun der Hanf in Samen schoss,
 Da rief die Schwalb: »O weh!« –, und schüttelte das Haupt.
 »Das böse Kraut! Wie schnell es spross!
 Doch ihr, die ihr bisher noch nimmer mir geglaubt,
 Merkt jetzt euch dies: Seht ihr die Fluren
 Voll Stoppeln, hat der Mensch sein Feld
 Fertig für dieses Jahr bestellt
 Und folgt als Feind er euren Spuren,
 Stellt Fallen er und Netze fein
 Den armen kleinen Vögelein,
 Dann hütet euch umherzufliegen!
 Dann bleibt zu Haus, vielmehr verlasst dann diesen Ort,
 Wie Kranich, Schnepf und Storch auf ihren Wanderzügen.
 Ach, leider könnt ihr ja nicht fort,
 Nicht über Land und Meer, wie wir, zum Flug euch rüsten
 Nach fremden Weltteils fernen Küsten!

Drum, glaubt mir, ist für euch die einz'ge Rettung noch,
Euch still zu bergen in ein sichres Mauerloch.« –

Die Vöglein, statt der weisen Kunde
Zu lauschen, fingen an zu schwatzen, Oh und Ach,
Wie der Trojaner Volk, als mit Prophetenmunde
Kassandra einst zu ihnen sprach.

Wie jenen dort, ging's jetzt den Kleinen:
Manch Vöglein seufzte, das in Sklaverei geriet.
Wir glauben stets nur, was wir meinen,
Und sehn den Schaden erst, wenn er uns selbst geschieht.

Klang es nicht, als ob was krachte? –
Hei, wie Stadträttlein in Hast
Gleich sich aus dem Staube machte!
Schleunigst folgt ihm nach der Gast.

Blinder Lärm nur war's. Es wandern
Beide wieder in den Saal,
Und Stadträttlein spricht zum andern:
»Setzen jetzt wir fort das Mahl!«

»Danke sehr!« –, spricht jenes – »Morgen
Komm zu mir aufs Land hinaus.
Kann dir freilich nicht besorgen
Dort so königlichen Schmaus.

Einfach nur, doch unbeneidet,
Voller Sicherheit bewusst,
Speis ich dort. Pfui solcher Lust,
Die durch Furcht mir wird verleidet!«

Ich zwanzig Schritt stromabwärts stehe;
Dass folglich Euren Trank – seht Euch den Ort nur an –
Ich ganz unmöglich trüben kann.« –
»Du trübst ihn dennoch!« –, spricht der Wilde. »Wie ich sehe,
Bist du's auch, der auf mich geschimpft im vor'gen Jahr!« –
»Wie? Ich, geschimpft, da ich noch nicht geboren war?
Noch säugt die Mutter mich; fragt nach im Stalle.«
»Dein Bruder war's in diesem Falle!« –
»Den hab ich nicht.« – »Dann war's dein Vetter! Und
Ihr hetzt mich und verfolgt mich alle,
Ihr, euer Hirt und euer Hund.
Ja, rächen muss ich mich, wie alle sagen!« –
Er packt's, zum Walde schleppt er's drauf,
Und ohne nach dem Recht zu fragen,
Frisst er das arme Lämmlein auf.

Wohin kein Spiegel wirft sein trügerisch Gebilde.
Doch durch der Einsamkeit verlassenstes Gefilde
Rieselt ein klarer Silberbach.

Er schaut sich selbst darin, und zürnend ruft er: »Ach,
Ein eitel Trugbild ist's, das mir den Ort verleidet!«

Er gibt sich alle Müh, ihm aus dem Weg zu gehn;

Allein der Bach ist gar so schön,

Dass er nur ungern von ihm scheidet.

Was die Moral der Fabel sei?

Zu *allen* red ich; das Sichselbstbetrügen,

Ein Übel ist's, von dem kein Sterblicher ganz frei:

Dein Herz, es ist der Narr, geneigt, sich zu belügen;

Der Spiegel, den als falsch zu schelten wir geneigt,

Des Nächsten Torheit ist's, die wir an uns vermissen.

Der Bach, der unser Bild uns zeigt,

Du kennst ihn wohl, man nennt ihn – das Gewissen.

Zur Furcht den Tapfersten wohl bringen!
Doch blind war meine Furcht; denn ob der Köpfe Zahl
Drang durch die Hecke nicht einmal,
Geschweige bis zu mir, der Leib des Ungeheuers.
Noch dacht ich dieses Abenteuers,
Da seh ein zweites Tier, ein vielgeschweiftes, ich,
Das bohrt sein Drachenhaupt, sein einz'ges, durch die Hecken;
Zum zweiten Male fühlt ich mich
Von Angst erfasst und starrem Schrecken.
Haupt, Leib und jeder Schweif – eins brach dem andern Bahn,
So ward der Fortschritt leicht dem Tier, dem ungeheuren.
Seht, ganz so scheint's mir angetan
Mit unsrem Reich und mit dem Euren.«

Zu häufig nur ist diese Sorte heute!
Doch von dem Kleeblatt fällt oft *keinem* zu die Beute;
Ein vierter Räuber kommt, ganz jener wert, und – schnapp!
Jagt er das Langohr ihnen ab.

Und lobte, was an ihm nur irgend war zu loben;
 Bald aber schweift' er ab, und zu dem Zwillingspaar
 Kastor und Pollux hat er schwungvoll sich erhoben.
 Er preist die beiden als der Ringer Ruhm und Hort,
 Zählt ihre Kämpfe auf, bezeichnet jeden Ort,
 Wo jemals sie gestrahlt im Glanze hellsten Lichtes.
 Der beiden Lob – mit einem Wort,
 Zwei Drittel füllt es des Gedichtes.
 Bedungen hatten ein Talent als Preis die zwei;
 Jetzt kommt der Biedermann herbei,
 Zahlt ihm ein Drittel nur und sagt ihm frank und frei,
 Es würden ihm den Rest Kastor und Pollux zahlen.
 »Halt dich nur an die zwei, die hell am Himmel strahlen!
 Allein, dass du nicht meinst, ich sei
 Dir gram – besuche mich zu Tisch. Gut sollst du speisen;
 Auch die Gesellschaft ist nicht schlecht,
 's ist meine Sippe – ist dir's recht,
 So wolle mir die Ehr erweisen.«
 Simonides sagt zu; vielleicht befürchtet er,
 Außer dem Geld auch noch die Ehre dranzugeben.
 Er kommt; man speist, man lässt ihn leben,
 Und froh und munter geht es her.
 Da meldet ihm ein Sklav, es hätten an der Pforte
 Zwei Männer augenblicks zu sprechen ihn begehrt;
 Er eilt hinaus, doch bleibt am Orte
 Die Sippe schmausend ungestört.
 Das Götterzwillingspaar, die er im Lied gepriesen,
 Sie sind's, sie bringen ihm die Mahnung jetzt als Lohn:
 Forteilen mög er schnell aus diesen
 Unsel'gen Hallen, die mit nahem Einsturz drohn.
 Bald war erfüllt die Schreckenskunde:
 Ein Pfeiler wankt, einstürzt das Dach,

Das ungestützte, schlägt zugrunde
All' Ess- und Trinkgerät und mit furchtbarem Krach
Die Schenken selbst im Festgemach.
Noch mehr: Als Rache für die Götter, die geschmähten,
Und den betrogenen Poeten
Zerschmettert beide Bein ein Balken dem Athleten.
Teils wund, teils arg verstümmelt gar
Kehrt heim der Gäste ganze Schar.
Fama verbreitete die Mär auf ihren Reisen;
Nun doppelt alle Welt, ihm Achtung zu beweisen,
Den Sold des Dichters, der der Götter Liebling war,
Und jedermann aus höhern Kreisen
Ließ jetzt durch ihn für Honorar
In Versen seine Ahnen preisen.
Was lehrt die Fabel uns? – Zuerst, mein ich, dass man
Das Lob der Himmlischen zu weit nie treiben kann;
Ferner, dass mit dem Schmerz und ähnlich ernsten Sachen
Melpomene versteht manch gut Geschäft zu machen;
Endlich, dass unsre Kunst man schätz ohn Unterlass.
Die Großen ehren sich, wenn uns sie Gunst erweisen;
Einst hört' als Freund' und Brüder preisen
Man den Olymp und den Parnass.

Ja, wenn ein Krüppel ich ohn Arm' und Beine wäre,
Nur *leben* will ich ja! Lasst nur das *Leben* mir!«
Komm nimmermehr, o Tod! – so fleht man stets zu dir.

Diesen Gegenstand hat Äsop auf andere Weise behandelt, wie die folgende Fabel zeigen wird. Ich habe diese aus einem Grunde geschrieben, der mich zwang, die Sache so allgemein zu halten. Doch jemand ließ mich wissen, dass ich weit besser getan hätte, bei meinem Original zu bleiben, und dass ich mir eine der schönsten Stellen im Äsop hätte entgehen lassen. So war ich gehalten, zu ihm zurückzukehren. Wir können nicht über die Alten hinausgehen: Sie haben uns für unser Teil nur den Ruhm gelassen, ihnen nachzueifern. Gleichwohl stelle ich meine Fabel neben die des Äsop, nicht, weil sie es verdiente, doch weil die Worte des Mäcenas, die ich eingebracht habe, so schön und so treffend sind, dass ich nicht glaubte, sie weglassen zu müssen.

Und fragt, womit er dienen sollte.

»Ach, bitte« – spricht er –, »hilf mir schnell

Dies Holz aufladen! Das ist alles, was ich wollte!«

Tod heilt alle Erdennot;

Aber Leben ist nicht minder

Schön, und: »Besser Not als Tod« –

Denken alle Menschenkinder.

Nach seines Gastfreunds hohem Neste,
Lobt seine Höflichkeit aufs Beste,
Findet das Mahl auch schonbereit,
Hat Hunger – diesen hat ein Fuchs zu jeder Zeit –
Und schnüffelnd atmet er des Bratens Wohlgerüche,
Des leckern, die so süß ihm duften aus der Küche.
Man trägt ihn auf, doch – welche Pein! –
In Krügen eingepresst, langhalsigen und engen;
Leicht durch die Mündung geht des Storches Schnabel ein,
Umsonst sucht Reineke die Schnauze durchzuzwängen.
Hungrig geht er nach Haus und mit gesenktem Haupt,
Klemmt ein den Schwanz, als hätt ein Huhn den Fuchs geraubt,
Und lässt vor Scham sich lang nicht sehen.
Ihr Schelme, merkt euch das und glaubt:
Ganz ebenso wird's euch ergehen.

Auf sein Geschrei bleibt der Magister stehn,
Und mit dem Pathos eines Advokaten
Schilt er den Kleinen: »Seht den Fratzen doch,
Wohin durch seine Dummheit er geraten!
Um solchen Schelm soll man sich kümmern noch!
Die armen Eltern, deren Pflicht im Leben,
Auf solch Gesindel immer achtzugeben!
Sie haben wahrlich einen schweren Stand!« –
Sprach's, setzte drauf den Kleinen an das Land.
Viel gibt's der Art, wenn auch mit andrem Namen:
Der Schwätzer, Splitterrichter, der Pedant,
Die wohl ihr Bild erkannt in diesem Rahmen –
Unzählbar sind sie wie des Meeres Sand,
Gesegnet hat der Schöpfer ihren Samen.
Die Sorte denkt nur stets zuerst daran,
 Der *Rede* Künste zu entfalten.
Erst rette, Freund, mich aus der Not, und *dann*,
 Dann magst du deine Rede halten!

Umsonst! Denn alles blieb, wie's war.
»Auf diese Art wird's nimmer klar!« –
Sprach eine Biene, eine weise –
»Sechs Monde schleppt sich schon der Streit im alten Gleise,
Und wir sind weiter um kein Haar.
Will sich der Richter nicht beeilen –
's ist höchste Zeit! – verdirbt der Honig uns einstweilen;
Am Ende frisst der Bär ihn gar!
Erproben drum wir jetzt, ohn Advokatenpfiße
Und Krimskrams der Juristenkniffe,
Nur durch die *Arbeit* unsre Kraft!
Dann wird sich's zeigen, wer von uns den süßen Saft
In schöne Zellen weiß zu legen.« –
Durch der Hornissen Weigrung war
Gar bald ihr Unrecht sonnenklar;
Der Bienen Schar gewann den Streit von Rechtes wegen.
O würde jeder Streit doch nur auf diese Art
Entschieden und, wie man im Morgenlande richtet,
Nach dem Buchstaben nicht, nein, nach Vernunft geschlichtet!
Was würd an Kosten dann gespart,
Statt dass mit endlosen Prozessen
Man jetzt uns zur Verzweiflung treibt!
Wozu? Die Auster wird vom Richter aufgeessen,
Indes für uns die Schale bleibt.

